

Christoph Janacs

Über Zufälle, die keine sind

tandem : essay 1

Inhalt

Über zehn Dichter	5
Über den Rausch der Bilder	27
Über Zufälle, die keine sind	47
Über den Rausch der Worte	73
Über nichts	99

Über zehn Dichter

Marginalien für einen Inselaufenthalt

Le doute, c'est écrire. Donc c'est l'écrivain, aussi.

Et avec l'écrivain tout le monde écrit.

Der Zweifel, das ist Schreiben. Also auch der Schriftsteller.

Und mit dem Schriftsteller schreibt die ganze Welt.

Marguerite Duras

Wer kennt sie nicht, die Frage: „Welche, sagen wir mal, zehn Bücher würdest du auf die Insel mitnehmen?“ In Zeiten von E-Book und Streaming eine, scheint's, müßige Frage. Aber wer will und kann schon Hunderte, Tausende Bücher, die einem im Netz zur Verfügung stehen, auf einer einsamen Insel lesen (wo irgendwann einmal auch der Strom ausgehen wird, sofern es ihn dort überhaupt gibt)? Also genügen fürs erste zehn Bücher. Außerdem: Ein Buch in den Händen zu halten, das Rascheln beim Umblättern zu hören und den Geruch von Papier und Druckerschwärze zu riechen, die Texte mit Anmerkungen und Zeichen zu versehen und auf den letzten freien Seiten Entwürfe für eigene Texte zu notieren – das alles hat nicht nur eine sinnliche und sinnreiche Lektürequalität, sondern macht das Lesen erst zu einem kreativen Prozeß und das Buch zu einem Freund, den man immer wieder gerne trifft.

Die Auswahl fiel mir leicht und wieder auch nicht: Leicht, weil ich – wie alle *aficionados* der Literatur – meine LieblingsautorInnen habe, und schwer, weil ich natürlich viel mehr als zehn habe und der Verzicht auf den einen und

die andere Dichterin mir fast physischen Schmerz verursachte. Aber das Gedankenexperiment und die Salzburger Straßenzeitung *Apropos*, für die ich die Texte verfaßte, zwangen mich zu dieser Reduktion, ebenso zu dem der Platznot geschuldeten geringen Umfang der einzelnen Artikel, den ich für diese Ausgabe behutsam erweiterte. Dennoch stehe ich nach fast zehn Jahren weiterhin zu dem Experiment und der Auswahl, die mich zwangen, nein: verführten, die empfohlenen Werke (oder zumindest Teile davon) wieder zu lesen. Es war, um das Bild noch einmal aufzugreifen, ein Treffen mit alten Freunden.

1 Ray Bradbury: *Fahrenheit 451*

Amerika in nicht allzu ferner Zukunft: das Land wird von einer anonymen Macht regiert (die im gesamten Roman kein Gesicht bekommt, man erfährt nicht einmal etwas über die Struktur und den Parteiapparat), die das Lesen von Büchern verbietet, da diese zum Denken anregen und die Menschen unglücklich machen würden. (An einer Stelle heißt es: „Ein Buch im Haus nebenan ist wie ein scharfgeladenes Gewehr.“) Stattdessen sitzen die Leute vor riesigen Fernsehwänden, lassen sich von dümmlichen Sendungen bis zur Bewußtlosigkeit berieseln oder hören pausenlos Kaufhausmusik über winzige Kopfhörer. Werden aber bei jemandem Bücher gefunden, so wird er verhaftet und die Druckwerke oder auch das gesamte Haus werden vernichtet. Sinnigerweise hat diese Aufgabe die Feuerwehr (im Original: fire brigade) übernommen, deren

Mitglied Guy Montag eines Tages die Bekanntschaft mit dem eigenwilligen, hochgebildeten Mädchen Clarisse macht. Diese Begegnung sowie der Selbstmordversuch seiner gelangweilten, tablettensüchtigen Frau Mildred und der dramatische Freitod der Besitzerin einer riesigen Privatbibliothek verunsichern ihn, er beginnt am Regime zu zweifeln, heimlich Bücher zu sammeln und zu lesen und gerät damit nicht nur in Gewissenskonflikt mit seiner Rolle als Büchervernichter, sondern auch in Auseinandersetzung mit seiner Frau (die ihn schließlich verrät) und seinem Vorgesetzten Beatty (der allerdings viel belesener ist als erlaubt, sich aber offenbar mit dem Regime und den Repressalien arrangiert hat und zum gebildeten Zyniker mutiert ist). Schließlich kann sich Montag seiner Verhaftung nur durch Beattys Tötung und Flucht zu den sogenannten „Büchermenschen“ entziehen, einer Gruppe von Wissenschaftlern und Dichtern, die in den Wäldern außerhalb der Großstädte hausen und die letzten Reste der (Lese- und Bücher-)Kultur bewahren, indem jeder von ihnen ein Werk auswendig lernt und es ihm Gedächtnis bewahrt. Am Ende müssen sie und Guy Montag mitansehen, wie eine (ebenfalls anonym bleibende) fremde Macht die ferne Stadt bombardiert, und hoffen, daß sie mit ihrem Wissen eine neue, bessere Gesellschaft aufzubauen helfen werden können.

Diese düstere, von George Orwells 1984 beeinflusste Geschichte erzählt Ray Bradbury, der Zeit seines Lebens Bibliotheken finanziell großzügig unterstützte, in einer hochpoetischen, variantenreichen Sprache, die mich seit der ersten Lektüre mit sechzehn Jahren immer wieder von neuem überrascht und begeistert. Überraschend

auch Bradburys prophetische Gabe, Erfindungen (wie die Hörmuscheln, die interaktiven Fernsehände oder den roboterartigen Spürhund) und die Entwicklung zur Konsum- und Massengesellschaft, in der kritiklos geglaubt wird, was Medien dem Publikum suggerieren, vorherzusehen – immerhin hat er den Roman 1953 veröffentlicht –, was das Buch aktueller denn je macht.

„It was a pleasure to burn.“ Mit diesem Satz beginnt der Roman, und ich kann sagen: Es ist eine Lust, ihn zu lesen, immer wieder zu lesen, auch auf Gefahr hin, süchtig zu werden.

2 Ilse Aichinger: *Die größere Hoffnung*

Nur drei Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und dem Untergang des Nazi-Regimes erschien von einer damals noch unbekanntem jungen Autorin ein Roman, der, zunächst wenig beachtet, bald zum Klassiker der Nachkriegsliteratur avancierte und heute zum Kanon der Österreichische Gegenwartsliteratur zählt: *Die größere Hoffnung* ist die Geschichte des Mädchens Ellen, das, gebrandmarkt durch zwei „falsche Großeltern“, den Traum von der Ausreise träumt. So beginnt der Roman mit dem vieldeutigen Satz: „Rund um das Kap der Guten Hoffnung wurde das Meer dunkel.“ Ellen studiert eine Landkarte, sucht dann, um ihrer Mutter nachreisen zu können, beim Konsul um ein Visum an, das sie aber nicht erhält. Stattdessen gibt ihr dieser die Losung auf den Weg: „Wer sich nicht selbst das Visum gibt, bleibt immer gefangen.“ Bis

sie den tieferen Sinn dieses Satzes begreift, muss sie mehrere Stationen durchlaufen: So trifft sie sich mit den rassistisch verfolgten Kindern auf dem Friedhof und am Flußufer, wo sie hoffen, Ertrinkenden das Leben retten zu können, spielt mit ihnen ein poetisches, anspielungsreiches Krippenspiel, erlebt nach dem Verschwinden ihrer Tante den Freitod ihrer verfolgten Großmutter mit, um am Ende beim Versuch, eine militärische Botschaft der gegnerischen Seite zu überbringen, von einer Granate zerrissen zu werden. Das Buch endet mit dem vielsagenden Satz: „Über den umkämpften Brücken stand der Morgenstern.“

Dies alles erzählt Ilse Aichinger in einer hochpoetischen Sprache, fern jeder pseudorealistischen Attitüde. Nicht das konkrete Wien (in dem der Roman spielt) noch die menschenverachtende Ideologie des Naziregimes sind das Thema, sondern die Frage, wie man angesichts einer aus den Fugen geratenen Welt überleben kann. So wandelt sich konsequenterweise Ellens große Hoffnung auf ein Visum in die größere Hoffnung auf eine wahrhaftige, von allen Zwängen befreite, ganz auf sich selbst setzende Identität, was unausweichlich zum Tod führt. Das Außerordentliche des Romans ist nicht bloß, was er erzählt, sondern das *Wie*, nämlich seine mit traumartigen Bildern und Leitmotiven durchsetzte und gleichzeitig äußerst präzise Sprache, die sich auf jeder Buchseite zu aphorismusartiger Schärfe verdichtet. „Man behält nur das, was man hergibt.“ heißt es an einer Stelle, und an einer anderen: „Gebt euch nicht zufrieden!“

„Wenn rechts einer lacht und links einer weint, zu wem wirst du gehen?“ wird Ellen gefragt, und sie erwidert:

„Der weint.“ Ein faszinierendes, unauslotbares, immer wieder neu zu entdeckendes Buch.

Später wurden Aichingers Texte dunkler, sperriger, wandelten sich – Samuel Beckett nahestehend – bis hin zur Verweigerung vermittelbarer Inhalte: „Niemand kann von mir verlangen, daß ich Zusammenhänge herstelle, solange sie vermeidbar sind.“ heißt es in *schlechte Wörter*. Da muß ich widersprechen: Aichingers Wörter waren immer gut.

3 Octavio Paz: *Das fünfarmige Delta*

Octavio Paz, 1990 mit dem Literaturnobelpreis geadelt, hat sich mit seinen gleichermaßen scharfsinnigen wie poetischen Essays zu Kultur und Politik und seinen alle Formen sprengenden Gedichten in die Weltliteratur eingeschrieben. Wie keinem anderen ist es ihm gelungen, divergierende Strömungen und scheinbar Unzusammenhängendes zusammenzudenken: vorkolumbianische Mythologie und Surrealismus, indische Mystik und Marxismus, Eros und Politik. So hat er mit *El laberinto de la soledad* (*Das Labyrinth der Einsamkeit*) Fremden wie Einheimischen einen Schlüssel zum Verständnis der disparaten mexikanischen Kultur und Gesellschaft in die Hand gegeben oder ist in *El mono gramático* (*Der sprachgelehrte Affe*), einem poetischen, mit Photos versehenen Essay, der Frage nach der menschlichen Sprache und der Wahrnehmung dessen, was wir Wirklichkeit nennen, auf den Grund gegangen (um nur zwei der zahllosen Essays hervorzuheben).

In *Delta de cinco brazos* (*Das fünfarmige Delta*), seinem letzten Buch, versammelt er, umrahmt von kurzen Gedichten, seine fünf großen, gedanklich weit ausholenden, formal schier grenzenlosen Langgedichte: *Piedra de sol* (*Sonnenstein*), *Blanco* (*Weiß*), *Nocturno de San Ildefonso* (*Nachtstück für San Ildefonso*), *Pasado en claro* (*Noch einmal durchwacht*) und *Carta de creencia* (*Charta des Glaubens*). Es sind philosophische und zugleich äußerst sinnliche, die Möglichkeiten der Sprache auslotende poetische Gebilde, eigenwillig in ihrem überbordenden Bilderreichtum (*Piedra de sol*), experimentell in der Form (so stellt er in *Blanco* Gedichte in verschiedenen Schriften und Farben einander gegenüber, bis sie zu einem Text verschmelzen) oder einfach traumartig mäandernd (*Nocturno*). Mit diesen Gedichten hat er – nicht nur mir, der ich bei der Erstlektüre staunend feststellte, was Poesie alles zu leisten imstande ist, und der sich bei jeder neuerlichen Lektüre über Paz' Mut und Einfallsreichtum wundert – eine Tür zu anderen literarischen Dimensionen aufgestoßen, die nicht so leicht Ihresgleichen finden. Daß wir daran teilhaben können, verdanken wir den grandiosen Übersetzungen von Fritz Vogelgsang und Rudolf Wittkopf, die ich hier extra erwähnen möchte.

Zwischen den großen Langgedichten eingestreut sind poetische Miniaturen, von denen *Hermanidad* (*Brüderlichkeit*) in ihrer Schönheit und Prägnanz als Summe seines lyrischen Werks, aber auch als Charakteristik und Lob der Poesie im Allgemeinen gelten kann:

HERMANDAD

Homenaje a Claudio Ptolemeo

Soy hombre: duro poco
y es enorme la noche.
Pero miro hacia arriba:
las estrellas esacriben.
Sin entender comprendo:
también soy escritura
y en este mismo instante
alguien me deletrea.

BRÜDERLICHKEIT

Hommage für Claudio Ptolemäus

Bin ein Mensch, nur kurz mein Leben,
und unermesslich ist die Nacht.
Doch ich blicke hinauf,
sehe die Sterne schreiben.
Ohne zu verstehen begreif ich:
auch ich bin Schrift,
und eben jetzt
entziffert mich jemand.

4 Franz Kafka: *Sämtliche Werke*

Kafka ist ein Monolith in der literarischen Landschaft, an ihm kommt man nicht vorbei, schon gar nicht wenn man selbst literarische Texte verfaßt, sein Werk ist einzigartig,

verstörend und entzieht sich jeder gültigen Deutung. Das heißt: Jeder muß sich seinen Kafka erlesen, erkämpfen und wird dabei die Erfahrung machen, daß sein Werk immer wieder neu, irritierend und nicht faßbar ist.

Da sind seine Romane (*Der Verschollene, Der Prozess, Das Schloß*), allesamt Fragmente geblieben und gerade in ihrer Unabgeschlossenheit Sinnbilder für die Moderne in ihrer Fragilität und bewußten und noch viel öfter unbewußten Offenheit bei gleichzeitiger restriktiver Haltung von Staat und Gesellschaft gegenüber dem Individuum: Der einzelne steht auf verlorenem Posten in seiner Konfrontation mit einer anonymen Macht, die sich in einer undurchschaubaren, labyrinthischen Bürokratie zum Ausdruck bringt; der Ausgang des Kampfes ist vorhersehbar und braucht deshalb nicht mehr extra beschrieben werden. Da ist die *Verwandlung*, die als haarsträubende surrealistische Farce beginnt (die männliche Hauptfigur erwacht als Käfer, weiß nicht wieso und wundert sich nicht einmal über ihren Gestaltwandel), unversehens zu einer (psycho-)analytischen Studie einer bürgerlichen Familie wird und schließlich zu einer Parabel auf unsere Gesellschaft und ihren Umgang mit Andersartigen gerinnt. Da ist *In der Strafkolonie*, in der eine Tötungsmaschine als Sinnbild einer deformierten Justiz und eines totalitären Systems steht, weshalb der Text gern als Vorwegnahme des Nazi-Regimes gelesen wird (was, wie ich meine, eine Verkürzung ist: Kafka hat sich selten bis nie auf konkrete Orte, Zeiten und Ereignisse bezogen und seine Texte stets so gestaltet, dass sie überall und immer lesbar sind). Und da sind die vielen kleinen Texte (von denen etliche zu Klassikern wurden und Eingang in

Anthologien und Schulbüchern gefunden haben), die surreal erscheinende Szenerien heraufbeschwören, aber allesamt als Parabeln auf das menschliche Da-Sein gesehen werden können.

Das ist das Schwierige, Verfängliche, aber auch Moderne und gleichzeitig Zeitlose an Kafkas Texten (die sich aus gutem Grund besonders in Lateinamerika mit seinen autoritären Regimes und überbordenden Bürokratien größter Beliebtheit erfreuen): Sie sind offen für viele, oft divergierende Deutungen, können ebenso gut autobiographisch gelesen werden wie gesellschaftskritisch, philosophisch und auch religiös. Jede Lesart hat, wenn sie nicht den Ausschließlichkeitsanspruch erhebt, ihre Berechtigung. Kafkas Werke sind irisierend, irrlichternd, von allgemeiner Gültigkeit und dabei niemals unverbindlich. Mit ihnen wird man nicht fertig – eher schon sie mit uns –, weshalb ich dafür plädiere, sein Gesamtwerk mit auf die Insel zu nehmen: Das reicht für mehr als nur ein Inseljahr ...

5 Paul Celan: *Die Gedichte*

Celans Gedichte sind eine einzige Zumutung und eine Notwendigkeit.

Sie muten uns das Äußerste zu, zu dem Poesie sprachlich, formal wie inhaltlich imstande ist, sie sprechen vom Ende, der drohenden Aus-Löschung des Einzelnen, eines verfolgten Volkes wie der gesamten Menschheit, sprechen von der Angst, der Verzweiflung, aber auch vom Kampf um einen Glauben, der angesichts der Gräueltaten einer unheilen

und unheilbaren Welt absurd erscheinen mag; und sie tun dies in einer Sprache äußerster Verknappung, weshalb sie stets als hermetisch und dunkel bezeichnet wurden. Sie sind aber auch eine Zu-Mutung in dem Sinn, daß sie uns Mut machen: Im Schatten von Tod und Finsternis ist vielleicht nur noch die Sprache der Ort, an dem wir aufgehoben bleiben; das muß dann aber eine Sprache sein, die keine Grenzen kennt. In diesem Sinn ist Celans Dichtung eine Not-Wendigkeit: Sie straft das Diktum, nach Auschwitz könne und dürfe man keine Gedichte mehr schreiben, Lügen und beweist das genaue Gegenteil: wie sehr wir auf derartige Gedichte angewiesen sind. Und sie wendet die Not in eine Poesie, in der wir uns bergen dürfen.

Celan, 1920 in Czernowitz (Bukowina, damals Rumänien, heute Ukraine) als einziger Sohn einer jüdischen Familie geboren, nahm sich 1970 in Paris das Leben. Dazwischen lag eine Existenz im Schatten der Vernichtung der Juden durch die Nazis, die ihren berühmtesten Ausdruck in der *Todesfuge* fand („Der Tod ist ein Meister aus Deutschland“), einem Gedicht, das Celans Image – sehr zu seinem Leidwesen, da es den Zugang zu seinen anderen Werken seiner Meinung nach verstellte – nachhaltig prägte und Eingang fand in zahllosen Anthologien und Schulbüchern. Neben seinen Gedichtbänden *Der Sand in den Urnen*, *Mohn und Gedächtnis*, *Von Schwelle zu Schwelle*, *Sprachgitter*, *Die Niemandsrose*, *Atemwende*, *Fadensonnen*, *Lichtzwang* und *Schneepart* übersetzte er u.a. aus dem Französischen, Englischen und Russischen. Er war zeitweilig mit Ingeborg Bachmann liiert und vielen DichterInnen freundschaftlich verbunden, darunter Yvan Goll und Nelly Sachs.

Die 1000 Seiten umfassende Taschenbuchausgabe beinhaltet nicht nur alle zu Lebzeiten publizierte Gedichte, sondern auch die unveröffentlichten aus dem Nachlaß, versehen mit hilfreichen Kommentaren. Ein Buch, das man nicht einfach durchlesen kann, sondern wie ein täglich zu meditierendes Brevier handhaben soll.

Lesen Sie Gedichte! Lesen Sie *diese* Gedichte! Dann stoßen sie auf irritierende Sätze wie diesen:

Damals, als es noch Galgen gab,
da, nicht wahr, gab es
ein Oben.

6 Marguerite Duras: *Die Romane*

Marguerite Duras war eine obsessive Schriftstellerin, mit Haut und Haar der Literatur und dem Film verfallen, ebenso der Liebe – und dem Alkohol. Sie lebte und schrieb ohne Rücksicht auf Verluste, brachte sich und die eigene Biographie wie keine andere Autorin in ihre Bücher ein, auch auf die Gefahr hin, von KritikerInnen verrissen und LeserInnen mißverstanden zu werden und Skandale auszulösen (was sie einerseits liebte und sie andererseits in tiefe Depressionen stürzte).

Im Zentrum ihres umfangreichen Œvres: die Liebe. Die Protagonisten – meist Frauen: einsame, nach Erfüllung suchende, oft von einem Geheimnis umgebene Menschen. Die Orte: Hotels, Landhäuser, Parks, das Meer. Ihre Sprache: manchmal ausufernd, bisweilen sogar geschwätzig, in

zunehmendem Maß poetischer, verknappter werdend, bis ihr letztes Werk *C'est tout (Das ist alles)* nur noch aus kurzen Notaten, aphorismusartigen Sätzen und poetischem Stammeln besteht, vom Sterbebett aus ihrem letzten Lebensmenschen Yann Andréa diktiert.

Ihr erfolgreichster Roman, für den sie 1984 den Prix Goncourt erhielt, der sie über einen kleinen, verschworenen Kreis von Literaturliebhabern hinaus schlagartig berühmt und zu einer Person des öffentlichen Interesses machte, *L'Amant (Der Liebhaber)*, von Jean-Jacques Annaud 1992 verfilmt) mag als Summe ihrer Themen und ihres Schreibens gelten: Indochina, 1930er-Jahre. Eine 15jährige geht mit einem doppelt so alten chinesischen Millionär eine Beziehung ein, die er beenden muß, da sein Vater bereits eine Ehefrau für ihn ausgesucht hat und eine Liaison oder gar Ehe mit einer Europäerin inakzeptabel ist; überdies ist aus der Sicht des Mädchens alles nur ein Experiment gewesen, um den eigenen wie den fremden männlichen Körper kennenzulernen (und wohl auch die eigene Familie und das Internat, in dem es untergebracht ist, vor den Kopf zu stoßen). Erst viel später wird ihr als Erwachsene bewußt, daß sie den Mann doch geliebt hat. Dies alles wird in einer äußerst sensiblen Sprache erzählt, pendelnd zwischen Ich- und auktorialer Perspektive, was einen ständigen Wechsel zwischen Nähe und Distanz erzeugt. Dazu kommt, daß Duras nie ein Hehl daraus gemacht hat, daß die Geschichte autobiographisch ist. Wichtiger aber: Immer wieder kehrte Duras zu der Geschichte zurück, variierte sie, als ginge es darum, ein Trauma in vielen Anläufen zu verarbeiten.

Auf die Insel würde ich neben *L'Amant* (*Der Liebhaber*) auf alle Fälle *Moderato Cantabile*, das Drehbuch *Hiroshima, mon amour* (1959 von Alains Resnais verfilmt), *Le Ravissement de Lol V. Stein* (*Die Verzückerung der Lol. V. Stein*) und *L'amour* (*Liebe*) mitnehmen. Und als absolutes Muß: *La douleur* (*Der Schmerz*, das erschütternde Protokoll des Wartens auf ihren in Buchenwald internierten und als gebrochener Mensch heimkehrenden Mann Robert Antelme, im Buch Robert L. genannt, von dem sie sich nach seiner Genesung trennt).

7 Günter Eich: *Sämtliche Gedichte*

„Seid unbequem, seid Sand, nicht Öl im Getriebe der Welt.“

Wer kennt nicht diesen Vers aus Günter Eichs lyrischem Werk? Dabei entstammt er gar nicht einem Gedicht, sondern einer poetischen Passage seines wohl berühmtesten Hörspiels *Träume*. Überhaupt die Hörspiele: In den 1950er- und 60er-Jahren, auf dem Höhepunkt dieser literarischen Gattung, die bald Opfer des medialen Wandels vom Radio zum Fernsehen und später zum Internet mit youtube und den privaten Sendeanstalten werden sollte, waren sie Eichs bevorzugtes Medium, um seine Kritik an der Gesellschaft, ihrer freiwilligen Verdummung, ihrer Bewußtlosigkeit und Gleichgültigkeit der Vergangenheit wie der Zukunft gegenüber zu artikulieren. Dies tat er zunächst noch auf traditionelle Weise, bevor er bald mit der Form zu experimentieren begann, bis die